

HEIDLE FLÜCKIGER

## «Die Lortsch gibt es nicht mehr»

Eine kleine Wohnung unter der Brücke. Gemütlich eingerichtet. Zimmerpflanzen, an der Wand eine Weltkarte. Ein Bild des indischen Gottes Shiva in einer Ecke. Eine Nähmaschine. Vor dem Fenster ein kräftiger Holunderbusch, in dem ein Vogelhaus hängt. «Mein Baum», sagt Heidle Flückiger. Der schön gestaltete Sitzplatz erinnert unweigerlich an den Sommer. Doch es ist Winter, im Schwedenöfeli flackert ein Feuer. Heidle blickt zurück.

Ich wurde im Januar 1952 in Vechigen geboren, wo ich auch meine Kindheit verbrachte. Ich bin die älteste von drei Schwestern. Vechigen war damals tief ländlich, es gehörte noch nicht zur Agglomeration von Bern. Vater war Arbeiter in der Papierfabrik Deisswil. Wir hatten Geissen und Schweine, Hund und Katz. Die Grossmutter hielt Hühner und Kaninchen. Mutter schaute zu Haus und Garten. Vater hatte als Schichtarbeiter oft tagsüber frei und kümmerte sich um die kleine Landwirtschaft. Die Tiere waren meine Freunde. Wenn niemand dich verstand, verstand dich die Geiss, die Sau oder der Hund.

In der Enge des Bauerndorfes und der fünfziger und sechziger Jahre waren unsere Eltern eigentlich sehr tolerant. Sie liessen mich viel machen. Und ich lernte das Teilen. Wir hatten ja fast nichts, aber die Eltern teilten mit denen, die noch weniger hatten. So wuchsen wir auf und hinterfragten es nicht. Grossmutter war sogar aufmüppig. Die Eltern hatten den Ruf der Familie zu verteidigen, Grossmutter hatte nichts zu verlieren. Zwei fahrende Familien kamen regelmässig mit Holzwagen und Pferden auf einen Standplatz am Dorfrand. Die Leute maulten dann: «Jetzt chame de wider nüm Wösch usehänke!» Grossmutter aber sagte: «Sie sind wieder da. Das ganze Dorf kann sich auf den Grind stellen – die Fahrenden dürfen aus unserer Quelle Wasser nehmen. Man darf niemandem das Wasser vorenthalten!» Es war auch ein Ausdruck von Stolz, wenn sie so redete. «Unsere Quelle!» Ich besuchte die Gesamtschule in Vechigen, wurde zwar für die Sekundarschule empfohlen, hätte dafür aber nach Worb gemusst. Ich wollte nicht weg. Wir waren vier Freundinnen, ein verschworenes Kleeblatt, und in der Sek waren doch die mehrbesseren Gofen, ich hätte mich dort fremd gefühlt.

Mit sechzehn wurde ich für ein Jahr nach Neuenburg in eine Familie geschickt.

Es war der Beginn der 68er Jahre. Jemand schleppete mich in Bern ins Uhu. Das Pyri war die Beiz der Künstler und Intellektuellen. Im Uhu kamen die Freaks und Weltenbummler zusammen. Es gab dort eine Musikbox und wer unterwegs war, konnte für andere Reisende Nachrichten hinterlassen. Drogen wurden noch kaum konsumiert. Un-



Heidle Flückiger in ihrem Sommergarten unter der Brücke.

Bild: Selfie von Heidle

sere Jeans hatten Löcher, weil wir sie durchtrugen. Nicht weil wir sie so im Kitchener gekauft hatten.

Ich fühlte mich immer zu «den Andern» hingezogen und war neugierig. Schon in der Schule las ich viel, weshalb ich manchmal im Stauffacher Bücher für die Bibliothek einkaufen durfte.

Ich machte dann eine Lehre als Verkäuferin in der Papeterie Kuhn in der Schweizerhoflaube. Wir hatten sehr betuchte Kundschaft und führten auch teure Schachspiele mit Figuren aus Edelholz und Elfenbein im Sortiment. Und mit Diamanten besetzte Montblanc-Füller. Madame de Meuron kaufte bei uns ein. Sie wollte immer von mir, «la petite fille», bedient werden, denn ich hatte Geduld mit ihr. Das ganze Jahr hindurch mussten wir Strümpfe und geschlossene Schuhe tragen, Sandalen wären undenkbar gewesen. Es war eine strenge, moralische Zeit.

Wir Schwestern teilten zuhause ein Zimmer. Deshalb und weil ich mich verliebte, wollte ich nach der Lehre von dort ausziehen. Damals erhielten Unverheiratete keine Wohnung, aber es entstanden die ersten Kommunen. Wir zogen in so eine Kommune in Golaten. Und brachen bald zur ersten Reise nach Indien auf. Mit Autostopp, Lastwagen, local busses. Wir blieben ein halbes Jahr dort. Nach der Rückkehr fand ich sofort wieder Arbeit. Man schlug den Anzeiger auf und hatte eine neue Stelle. Ich arbeitete nie wieder auf dem Beruf, dafür in vielen andern Branchen. Eine Wohnung zu finden dagegen war schwierig. Aber ich erhielt

oft Unterschlupf bei Bekannten. Und etwa alle zwei Jahre reisten wir nach Indien. Dreimal auf dem Landweg, dreimal mit dem Flugzeug.

1981 kam ich in die damals ziemlich überalterte Lorraine. Es war für mich plötzlich tödlich, am Morgen aufzustehen, an einen Arbeitsort zu gehen und dort acht Stunden zu bleiben. Ich fand eine Stelle bei der Haushilfe für Betagte und Behinderte, wo ich verschiedenen Personen im Haushalt und bei der Körper-

pflege half. Ich hatte einen guten Draht zu den Leuten. Gerade zu den «verwahrlosten alten Herren». Manche öffneten nur mir die

Türe, weil ich eben keine Behörde war, sondern d Heidle. Ich arbeitete bei Jimmy Schneider, dem Eisenplastiker, und bei Theo Dätwyler, dem Rosenverkäufer. Als ich wieder einmal eine Bleibe suchte, hörte ich von einer Wohnung am Talweg, die allerdings unbewohnbar sei. Wir zogen einfach ein, putzten, renovierten, reparierten die zerschlagenen Scheiben – und fragten dann bei der Stadt an für einen Vertrag. Es war wie auf dem Land. Kaninchen, Wollschweine, Esel und Ziegen ringsum. Und dabei eine Viertelstunde vom Bahnhof entfernt! Durch meinen Beruf kannte ich viele Leute, die ihr Quartier liebevoll d Lortsch nannten.

An einem Sonntagmorgen dann die Hausexplosion. Philippe Maloney im Radio, Kaffee – ein Knall und eine Riesenstaubwolke. Die Blumentöpfe auf den Fensterbrettern sprangen in die Höhe. Fassungslos schauten wir, als der Staub sich abgesenkt hatte, durch die Fenster des gegenüberlie-



genden Hauses in die innere Enge. Nur die Fassade stand noch! Wir hörten Geschrei und sahen Leute in Pyjamas und Unterhosen herumrennen. Ich brachte Wolldecken hinaus, die Feuerwehr kam und eine Ewigkeit später die Ambulanz. Ein Hausbewohner erzählte, es habe ihn aus dem Bett gehoben und wieder abgesenkt. Wir sahen verdrehte Radiatoren und daneben – als lägen sie noch im Schrank – eine Beige gebügelter Hemden.

Die Haushilfe wurde zur Spitex. Mit sechzig musste ich ein Praktikum machen und in die Schule, um das zu lernen, was ich bereits seit dreissig Jahren machte. Die Stoppuhr wurde eingeführt, uns stand immer weniger Zeit zur Verfügung. Wir verdienten mehr, die Wegzeit wurde neu angerechnet, aber das Menschliche wurde uns genommen.

Mit zweiundsechzig einhalb erhielt ich die Kündigung, die Hauswirtschaft wurde ausgelagert. Ich hätte für viel weniger Lohn und vermutlich in einem andern Quartier bei Bellevue weiterarbeiten können. Das wollte ich nicht, es war auch ein Stolz, der es mir verbot. Ich ging also aufs RAV, wo es mich aber verjagte: Noch in meinem Alter musste ich pro Woche drei Bewerbungen abliefern! Und das, obwohl es mir angesichts der ganzen Entwicklung körperlich und seelisch nicht gut ging. Die Spitex-Chefin organisierte dann eine Übergangsrante für mich.

Die Lorraine ist für Leute wie uns unbezahlbar geworden, das Volk hat geändert. Früher gab es hier viele sehr einfache Wohnungen und Häuschen mit Ofenheizungen und Gemeinschaftswaschküchen. Solche Unterkünfte haben oft eine Abhängigkeit der Bewohnerinnen und Bewohner vom Sozialamt verhindert. Die Menschen halfen einander und den Lorrainenischen sind auch viele Kunstschaffende entsprungen, wie Jimmy Schneider und der Stille Has.

Auch wenn sich so vieles verändert hat – ich möchte nirgends sonst wohnen. Es ist für mich immer noch, wie es im ersten Moment war: Ich war so viel unterwegs. Hier bin ich angekommen. Hier bin ich zu Hause.

Aufgezeichnet von Katrin Bärtschi

«Wir hatten fast nichts, aber teilten mit denen, die noch weniger hatten.»